



Leseprobe

Christian Carayon
Und bedenke das Ende
Kriminalroman

Bestellen Sie mit einem Klick für 11,00 €



Seiten: 512

Erscheinungstermin: 13. September 2021

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Frankreich, 1924. Eine Reihe mysteriöser Todesfälle erschüttert La Vitarelle-du-Théron, ein abgelegenes Bergdorf in den Cevennen. Ein Bauernknecht stürzt bei dichtem Nebel in die tiefe Schlucht des Pas-du-Diable. Bald ist ein weiteres Opfer zu beklagen.

Geschichten von bösen Geistern machen die Runde. Die junge Lehrerin Camille will dem Spuk nicht länger hilflos zusehen. Sie ruft einen alten Freund und Vertrauten zu Hilfe: Martial de la Boissière, einen wohlhabenden Privatier aus Toulouse mit einer scharfen Beobachtungsgabe und einem Faible für Kriminalistik. Am Steuer seines funkelnagelneuen, knatternden Autos trifft er in La Vitarelle-du-Théron ein und nimmt unverzüglich seine Ermittlungen auf.

CHRISTIAN CARAYON, 1969 geboren, ist Autor mehrerer preisgekrönter Kriminalromane. Er stammt aus dem Südwesten Frankreichs und lebt heute im Loiretal, wo er als Geschichtslehrer tätig ist.

Christian Carayon

Und bedenke
das Ende

Kriminalroman

*Aus dem Französischen
von Michael von Killisch-Horn*

btb

*»Den Feind in seinem Schützengraben überraschen,
sich auf ihn stürzen, das Entsetzen des Mannes
auskosten, der nicht an den Teufel glaubt und ihn
dennoch plötzlich auf seine Schultern fallen sieht.«*

Rede von Brana, 15. August 1936

Prolog

»Hahnrei!«

Da stand er, auf dem mit Kreidestaub bedeckten Podest, und seine Arme hingen herab, als wären die Schultern in dem blauen Kittel plötzlich geschmolzen. Er war bleich geworden, so bleich, dass die Gesichtszüge wie ausgelöscht wirkten. Sein Blick verriet eine gewisse Panik, vermutlich sogar Angst. Er hatte den Angriff nicht kommen sehen. Die Wunde schien tief zu sein. Die meisten in der Klasse glaubten einen Moment lang, dass er sie nicht überleben würde. Es herrschte auf einmal Totenstille. Und das war so ungewöhnlich, dass sie umso bedrückender war. Doch der Lehrer fing sich. Sein Gesicht wurde zur gewohnten unbewegten Maske, sein Blick wieder fest, die Schultern richteten sich auf, und die Arme hingen nicht mehr schlaff herunter. Wie all die anderen Male, wie all die Jahre hindurch würde er so tun, als sei nichts geschehen. Das dachten alle. Und sie irrten sich.

Seine Augenfarbe kippte ins Orange, sein Mund verzerrte sich, seine Hände schlossen sich zu Fäusten. Mit einer Geschwindigkeit, die keiner ihm zugetraut hätte, sprang er von dem Podest. Er stürzte sich auf den Schüler, der den tödlichen Pfeil abgeschossen hatte. Packte ihn am Kragen und hob ihn von seinem Stuhl.

»Was haben Sie gesagt? Was haben Sie gesagt?«

Seine Stimme hatte sich verändert. Sie klang tief, bedrohlich, böse. An dem Tag glaubten die Schüler tatsächlich, der Lehrer werde Martial de la Boissière schlagen oder erwürgen. Martial hatte ebenfalls Angst. Doch er meinte im Blick dessen, der ihn gepackt hielt, einen flüchtigen Blitz zu erkennen, den Blitz der Einsicht, die sich wieder einstellte. Daher rührte er sich nicht, ein regloser Hampelmann in den ausgestreckten Armen des Lehrers. Er lächelte sogar, um die Beleidigung noch zu verstärken. Der Lehrer ließ es dabei bewenden. Da er sich der Lächerlichkeit der Situation bewusst wurde, ließ er seinen Schüler los und wandte den Kopf zur Klasse. Die Verblüffung wich der Belustigung. Und die Belustigung verwandelte sich in Spott. Und sie wiederholten das gemeine Wort, das Martial dem Geschichtslehrer ins Gesicht geschleudert hatte, im Chor.

Drei Wochen waren seit dem ersten Schultag des Jahres 1909 vergangen. Soweit die Schüler sich erinnern konnten, war dies das einzige Mal, dass man den Lehrer Purseau die Beherrschung verlieren sah. Es dauerte nur eine Minute oder zwei, bis er wieder zur Besinnung kam und auf sein Podest zurückkehrte, um mit dem Unterricht zu beginnen.

Er hieß Charles Purseau. Ein Name, der für mehrere Generationen von Schülern, die zwischen 1886 und 1913 das nationale Lycée in Toulouse besuchten, schicksalhaft war. Geschichtslehrer, wie gesagt, Zweiter bei der Staatsprüfung für Gymnasiallehrer 1882. Ein brillanter Student, dem eine große Zukunft an der Universität offenstand; er galt als asketisch, ganz und gar seiner Leidenschaft für die alten Kulturen hingegeben, ein Einzelgänger, der inmitten seiner Bücher in die letzten Winkel

der Bildung vordrang. Man sah in ihm eine künftige Koryphäe der Wissenschaft, lud ihn zu allen Tagungen ein, zitierte ihn in allen Fachpublikationen. Doch er enttäuschte.

1886 trat Charles Purseau seine Stelle am Lycée in Toulouse an, und er verließ es erst, als er aufgrund seiner angegriffenen Gesundheit in den vorgezogenen Ruhestand ging. An die Universität kehrte er nie zurück, obwohl diese mehrfach die Arme nach ihm ausstreckte. Seinem Freund Maurice Aguessac, der einen Lehrstuhl an der Sorbonne innehatte und ihn hartnäckig immer wieder bat, zu ihm zu kommen, antwortete er, der wahre Unterricht müsse an der Quelle stattfinden, dort, wo der Geist noch nicht geformt sei. *»Was für eine schöne Aufgabe, dazu beizutragen, und sei es auch nur zu einem geringen Teil, diese entstehenden Leben zu entwickeln; zu versuchen, ihren Geist zu erziehen, Architekt und Maurer in einem zu sein! Was finge ich mit ganz und gar gefügigen Studenten an, kleinen Soldaten einer sterilen Armee, einer Sekte, deren Meister ich wäre? Dort ist nicht mein Platz, lieber Freund. Ich habe meine schönsten Jahre in Blindheit verschwendet. Jetzt möchte ich klar sehen. Ich sehne mich nach nichts anderem als danach, der Hüter dieser kleinen Flamme zu sein, die das Wissen ist.«* Doch leider! Es blieb nicht verborgen, dass an dem Namen Charles Purseau zwar niemand an seinem Lycée vorbeikam, dass dies aber nicht seinem Wissen oder seinen pädagogischen Fähigkeiten geschuldet war. Sein Unterricht war gewiss lehrreich, intellektuell sehr ambitioniert, aber trocken und zugleich überfrachtet. Wie ein riesiger, zu dichter Wald, der die Unvorsichtigen, die sich hineinwagen, in die Irre führt und erstickt. Charles Purseau unterrichtete im luftleeren Raum. Selbst die ernsthaftesten und klügsten seiner Schüler verloren rasch den Mut, überfordert vom elitären Anspruch ihres Lehrers und

den in der jeweiligen Originalsprache zitierten Quellen, von den griechischen Denkern bis hin zu Jean-Jacques Rousseau, von den römischen Juristen bis hin zu Descartes. Niemand hörte mehr zu. Und da der Mann über die jungen Knaben, die ihm anvertraut waren, so gut wie keine Autorität hatte, endeten die Geschichtsstunden im allgemeinen Tohuwabohu. Man schwätzte, man spielte, man machte alle möglichen anderen Dinge ... Und der Lehrer Purseau tat, als bemerke er nichts. Er setzte seinen Unterricht fort: unermüdlich auf seinem Podest hin und her gehend, mit eintöniger Stimme, die Hände auf dem Rücken gefaltet, den Blick starr auf seine Schuhspitzen gerichtet.

Er hatte schnell seinen Ruf weg. Selbst die Jüngsten kannten ihn. Und wenn am ersten Schultag die Namen der Lehrer genannt wurden, war in allen Reihen, die im Ehrenhof Aufstellung genommen hatten, ein Kichern zu vernehmen, sobald der seine ertönte. Die Leitung des Lycées bekam sehr rasch Wind von der Situation. Knapp zwei Jahre nach Purseaus Berufung schickte der damalige Direktor einen Brief an die Schulbehörde. Weitere folgten in den Jahren darauf, und alle blieben unbeantwortet. Charles Purseau hatte das Glück, dass einige seiner früheren Kommilitonen einflussreiche Persönlichkeiten geworden waren. Man erzählte sich sogar, André Claverie, der 1902 Direktor der École Normale in Toulouse geworden war, sei einer seiner treuesten Beschützer.

Seine ganze Laufbahn als Lehrer hindurch litt Charles Purseau unter dem Radau, dem Spott und den Beleidigungen seiner Schüler. Er beklagte sich niemals über die Hölle, die er täglich erlebte. Abgesehen von dem Zwischenfall zu Beginn des Schuljahrs 1909 sah man ihn nie reagieren, wütend werden oder zusammenbrechen. All das schien an ihm abzuprallen. Wie die Kritik seiner Kollegen, wie die Verwarnungen durch

die Schulleitung. Das war nicht einmal mehr Feigheit, das war Gleichgültigkeit.

Im Lauf der Zeit hatte sich unter den Schülern ein Ritual eingebürgert, das von Jahrgang zu Jahrgang weitergegeben wurde. Sobald er das Klassenzimmer betrat, gehorchte man der Schulordnung und erhob sich. Aber diese Respektsbezeugung wurde von allgemeinem Gemurmel begleitet, einer Woge von dreißig leisen Stimmen, die zu einer verschmolzen in einer Verballhornung seines Namens: »*Puceau! Puceau! Puceau!*«, männliche Jungfrau. Das wenig anziehende Äußere des Lehrers, die Langeweile, die er auslöste, sobald er den Mund aufmachte, sein strenges Auftreten, das einer anderen Zeit angehörte, seine abgewetzte Kleidung eines alten Junggesellen ... all das verlockte dazu, auf diese Weise mit seinem Nachnamen zu spielen, und verlieh dieser leichten Veränderung Sinn. Und das war umso amüsanter. Er sagte nichts. Ohne erkennbare Gefühlsregung schrieb er den Titel der Stunde an die Tafel. Allenfalls war zu erkennen, dass er die Zähne zusammenbiss, so fest, dass sie beinahe zerbrachen.

Wie hielt er unter diesen Umständen durch? Sein Freund Aguessac meinte, nachdem er sich lange Zeit Sorgen um den einst engen Freund gemacht hatte, die Erklärung gefunden zu haben. Charles Puceau hatte ganz einfach mehrere Leben. Und diese Leben hatten ihn von seinem Weg abgebracht und stützten ihn in seinem Alltag. Seine Tätigkeit als Lehrer war nur ein Teil davon, sicher nicht der geringste, aber der dunkelste. Der Rest war nichts als Licht für ihn. Und dieses Licht hielt ihn aufrecht, zu jeder Zeit, wie der helle Punkt, den man undeutlich sieht, wenn man einen Tunnel durchquert. Das Lycée, die Schüler, sie waren der Tunnel.

Das erste der anderen Leben war Charles Purseau gleichsam zugefallen. Es waren die Pyrenäen. Er verliebte sich auf Anhieb unsterblich in sie. Sooft er konnte, kehrte er dorthin zurück, nahm sich ein Zimmer in einer Familienpension im Tal oder biwakierte, wenn die Jahreszeit es zuließ, hoch oben. Stundenlang wanderte er allein, stieg forschen Schritts die steilen Hänge hinauf und genoss die Einsamkeit und die Belohnung für die Mühe, wenn er einen Aussichtspunkt erreichte, von dem aus er schwindelerregend weite Landschaften überblicken konnte; wenn er zu einem kleinen See kam, dessen Wasser noch gefroren war, zu einem Schafstall aus Trockenstein oder einer Talmulde, über welche die Wasser aus den Tiefen hereinbrachen, die noch geschwollen waren vom jüngst gefallenen Schnee. Er blieb stehen, schaute, beobachtete. Er holte sein Heft hervor und zeichnete oder schrieb frei von allen Zwängen. Das waren keine wissenschaftlichen Notizen mehr, sondern Gedanken, Empfindungen, kleine Geschichten. Er ließ seinen Gedanken freien Lauf, ohne jede Einschränkung, einschließlich jener, dass sie womöglich gelesen wurden, denn er verbrannte seine Hefte stets, sobald die letzte Seite vollgeschrieben war. Dort oben wurde er leicht, aß zum Mittag eine schöne Scheibe Schinken mit dicker Schwarte, einen Schafskäse, Dinge, die er vor dem Aufstieg gekauft hatte. Er fühlte sich wohl dort, klein angesichts der gewaltigen Natur, doch ganz und gar sicher, dass er einen Weg, einen Platz, eine Rolle für sich fand. Das war vollkommen anders als das, was er in Delphi oder Syrakus empfunden hatte; dort war er vom Gewicht der Vergangenheit erdrückt worden, er war dorthin gekommen, wie man in eine Religion eintritt: ergeben und mit gesenktem Kopf. In seinen geliebten Pyrenäen ging er aufrecht, den Blick auf den Horizont gerichtet.

Für das zweite seiner Leben wurde er den Bergen, die er bei klarem Wetter von den Fenstern seiner Wohnung im Viertel Saint-Cyprien aus sehen konnte, ein klein wenig untreu. Auch das fiel ihm im zu Ende gehenden Jahrhundert zu. Sie hieß Marie. Sie war zweiundzwanzig. Sie war ebenso schön, wie Charles hässlich, ebenso fröhlich, wie er düster, und ebenso herzlich, wie er krankhaft schüchtern war. Man erfuhr weder, wie sie einander kennengelernt hatten, noch wie die junge Frau sich in ihn hatte verlieben können, war er doch in allem ihr Gegenteil und hatte ihr fast zwanzig Jahre voraus. Doch sie liebten einander aufrichtig und heirateten in den ersten Tagen des Frühjahrs 1900. Es war eine bescheidene Hochzeit im kleinsten Kreis; Charles war allein auf der Welt, und die Familie von Marie verurteilte die Verbindung. Aber es war ein schöner Tag. Die wenigen anwesenden Freunde, vor allem die des Ehemanns, freuten sich über einen solchen Bund, doch insgeheim dachten sie wie jene, die nicht gekommen waren; man fand, dass die beiden nicht zusammenpassten, hinter vorgehaltener Hand prophezeite man der jungen Frau Unglück und Freudlosigkeit an der Seite eines so nüchternen und mittelosen Ehemanns. Auch hier irrte man sich.

Sie waren glücklich. Alle beide. Zwei Jahre später wurde eine kleine Tochter geboren, Camille, die ihrer Mutter zur großen Freude von Charles wie aus dem Gesicht geschnitten war. Vielleicht waren diese Stunden die glücklichsten in seinem Leben, die seltenen Augenblicke, die dem Leben seinen eigentlichen Sinn geben. Doch leider schlug das Schicksal erbarmungslos zu. In dem Winter, der auf die Geburt ihrer Tochter folgte, bekam Marie eine Lungenentzündung. Auch wenn sie sie dank ärztlicher Hilfe überstand, lag doch seitdem ein Schatten über ihrem so harmonischen Leben. Die Sonne verbarg sich hinter Wolken. Marie starb im Januar 1906. Sie

ließ Charles mit dem einzigen Grund zurück, der ihn noch am Leben erhielt, der kleinen Camille. Nicht einmal die Berge vermochten ihn zu trösten.

Martial de la Boissière war im Oktober 1907 auf das nationale Lycée in Toulouse gekommen. Er war dreizehn und stammte aus der Gegend von Bordeaux. Man wusste von ihm, dass sein Vater seit Langem tot war, dass seine Mutter sich wieder verheiratet hatte, mit einem reichen Winzer, und dass er bei den beiden nicht mehr wirklich seinen Platz hatte. Von verschiedenen Schulen verwiesen aus Gründen, die den meisten unbekannt blieben, war er ins Internat nach Toulouse geschickt worden, weit weg, und er verließ es nicht einmal in den Weihnachtsferien. Martial erwies sich in der Tat als ziemlich undiszipliniert. Er wurde rasch zum Star bei seinen Kameraden, denn er verstand es wie kein anderer, auf Kosten eines Lehrers oder einer Aufsichtsperson allgemeine Heiterkeit auszulösen, wusste sich zu verteidigen, auch gegen die Großen, und faszinierte seine Zuhörerschaft mit schaurigen Geschichten, die er zu erfinden verstand und die, sobald das Licht gelöscht war, alle in Angst und Schrecken versetzten. Doch Martial erwies sich auch als glänzender Schüler, von logischem und gebildetem Verstand, lebhaft wie ein Blitz und immer begierig, Neues zu lernen. Mehrere seiner Lehrer waren des Lobes voll, und der Surveillant général fasste sogar Zuneigung zu ihm, trotz der gemeinen Streiche, zu denen er fähig war, ob nun im Internat oder wenn alle an der frischen Luft waren, auf dem Gelände des ehemaligen Bauernhofs Bellevue.

Als am ersten Schultag des Jahres 1909 bekannt wurde, dass Martial den alten »Puceau« in Geschichte bekommen würde, freute man sich schon im Voraus auf die zu erwartende unaus-

gegliche Konfrontation. Anfangs verhielt sich Martial wie alle in der Klasse, machte Radau, verbrachte die Unterrichtsstunden mit anderen Dingen als Geschichte und behandelte seinen Lehrer mit ebenso viel Verachtung wie die anderen, nicht mehr und nicht weniger. Und dann kam dieser Donnerstag im November, ein grauer, feuchter und kalter Tag. Martial hatte die Erlaubnis erhalten, das Internat für ein paar Stunden zu verlassen, und er hatte die Zeit genutzt, um das großzügige Taschengeld, das man ihm aus Bordeaux schickte, in der Buchhandlung an der Place du Capitole auszugeben. Auf dem Rückweg hatte er sich Zeit gelassen, sich eine Tüte geröstete Maroni geleistet und war durch die belebten Gassen geschlendert. Und da war er seinem Geschichtslehrer begegnet. Dieser war eingemummelt in einen abgetragenen Mantel und einen dicken, bis weit übers Kinn gewickelten Wollschal, und sein Hut war tief in die Stirn gezogen. Martial hatte ihn von Weitem erkannt. Er hätte wetten können, dass der Mann bleich geworden war, als er ihn auf dem Bürgersteig gegenüber bemerkte. Jedenfalls hatte er schnell den Blick abgewandt. Was Martial verblüffte, hatte nichts mit dieser Haltung zu tun, in der die Demütigung des Lehrers zum Ausdruck kam. Nein, es war das blonde kleine Mädchen, das seine behandschuhte Hand hielt und brav neben ihm hertrippelte. Ein wunderschönes Mädchen mit funkelnden Augen, dessen Kleidung blitzsauber und perfekt abgestimmt war. Ein kleines Mädchen, das ihm, als es ihn ansah, ein bezauberndes Lächeln schenkte, bevor es sich wieder umdrehte und sich, mit seinem Begleiter Schritt haltend, entfernte. Am selben Abend ließ Martial ein paar Scheine springen, um vom Hausmeister des Lycées die Information zu erhalten, die er selbst aus dem Anblick nicht abzuleiten wagte: Charles Purseau hatte tatsächlich eine kleine Tochter, die er allein großzog.

Am nächsten Morgen begann die Geschichtsstunde mit der gewohnten Litanei: »Puceau! Puceau! Puceau!« Niemand bemerkte, dass Martial nichts sagte. Er starrte den Lehrer, der sich bereit machte, an und versuchte, ein Zucken, eine Verkrampfung, irgendetwas zu bemerken, das beginnende Empörung, so etwas wie Wut oder Weigerung ausgedrückt hätte. Er sah nichts. Wie ertrug der Mann all diese Dinge, ohne mit der Wimper zu zucken? Wie konnte man so feige und unterwürfig sein? Diese Fragen quälten Martial seit ein paar Wochen allabendlich, wenn er in seinem zu schmalen Bett lag. Jetzt ahnte er eine Antwort: War der Lehrer Puceau nicht eigentlich stärker als alle, indem er beispielsweise die Macht hatte, dieses gemeine Gerücht über seine nicht vorhandene Sexualität auszuräumen, sie aber nicht benutzte? Ohne zu wissen warum, fühlte Martial sich durch diese Haltung beleidigt. Er hatte das Verlangen, den Mann zu verletzen, ihn so weit zu bringen, dass er all das, was er verbarg, zeigte. Und während der übliche Refrain beim ersten Quietschen der Kreide auf der Tafel verstummte, setzte er noch eins drauf und schrie mit Stentorstimme: »Gros puceau!«

Der Lärm, der wie gewohnt eingesetzt hatte, erstarb augenblicklich. Die anderen Schüler waren begeistert über die Provokation, schon lange hatten sie darauf gewartet, dass de la Boissière die Feindseligkeiten endlich eröffnete. Der Lehrer war zusammengezuckt. Er unterbrach seine Überschrift mitten in dem Wort »*Verfassung*« und drehte sich um. Er wusste, wer gesprochen hatte. Er starrte Martial an, und in diesem Blick lag der ganze Hass der Welt. Schon hoffte man, dass er endlich explodieren würde. Stattdessen wandte er sich mit einer gefährlich ruhigen Stimme an den jungen Mann.

»Monsieur de la Boissière, sollte es mit den Talenten, die man Ihnen nachsagt, doch nicht so weit her sein? Dabei gelten

Sie als aufgeweckter als der Durchschnitt. Sie sind mir gestern mit meiner Tochter begegnet. Sollten Sie ein paar zusätzliche Erklärungen hinsichtlich der Fortpflanzung der Säugtiere benötigen? Muss man Sie daran erinnern, dass Jungfräulichkeit und Vaterschaft nicht zusammenpassen? Sie und Ihre Kameraden, die immerhin so eifrig die Unterprima besuchen, sollten das besser begreifen als jeder andere.«

Allgemeines Gemurmel erhob sich in der Klasse, eine Mischung aus Empörung und Überraschung. Aber da man nicht wusste, was man antworten sollte, überließ man die Sache Martial, gegen den sich der Angriff ja in erster Linie richtete. Dieser spürte verdutzt, dass er das Gesicht verlor. Der Lehrer warf ihm einen letzten finsternen Blick zu, ein befriedigtes Lächeln huschte über seine Lippen, dann drehte er sich wieder zu seiner Tafel um. Und da wusste Martial, was er entgegennehmen musste, mit lauter Stimme, bevor der Lärm wieder einsetzte: »Hahnrei!«

Was folgte, war das einzige Mal, dass Charles Puceau zeigte, womit man bei ihm zu rechnen hatte und dass auch er die Beherrschung verlieren konnte. Nachdem er Martial losgelassen hatte und wieder auf sein Podest gestiegen war, hörte er leises Gemurmel und dann die Woge: »Hahnrei! Hahnrei! Hahnrei!« Die Geschichte machte natürlich die Runde im Lycée, und sobald er eine Klasse betrat, mischten sich die »Hahnrei!« unter die »Puceau!«.

Der Streit war damit allerdings nicht beendet. Kurz vor Weihnachten gab es eine neuerliche Konfrontation zwischen Charles und Martial. Dieser glänzte in der Kunst des Schachspiels, so sehr, dass er innerhalb der hohen Mauern des Lycées zu einer Legende geworden war. Selbst seinen Algebraprofessor hatte er vernichtend geschlagen. Es war daher Mode ge-

worden, den Champion herauszufordern, um ihn von seinem Sockel zu stoßen. Martial wusste das, und da es nicht infrage kam, dass er verlor, trainierte er. Die Geschichtsstunden eigneten sich vorzüglich dafür. Am fraglichen Tag hatte Martial sein Schachbrett auf sein Pult gestellt, ohne sich um das, was um ihn her vorging, zu kümmern. Doch Charles Purseau interessierte sich für die Sache. Er vergaß seine Gewohnheiten, stieg von seinem Podest und näherte sich.

»Was machen Sie da, de la Boissière?«

»Das sehen Sie doch, Monsieur, ich spiele Schach.«

»Und Sie spielen in meinem Unterricht Schach?«

»Ganz recht, Monsieur. Ich hätte Sie ja gern eingeladen, sich uns anzuschließen, aber mir scheint, Sie sind anderweitig beschäftigt.«

Die anderen kicherten. Diesmal machte Charles keinen Rückzieher.

»Ich hatte seit vielen Jahren keine Gelegenheit zu spielen und fürchte, meine Fähigkeiten sind ein wenig eingerostet. Für ein Wunderkind wie Sie könnte ich nur ein miserabler Gegner sein.«

»Ich kann Ihnen ein paar Züge Vorsprung geben, wenn Ihnen das recht ist«, sagte Martial, halb amüsiert, halb irritiert.

»Das wäre nicht hilfreich, Monsieur de la Boissière. Wie Sie wissen, kann mein Unterricht nicht lange warten. Ich gewähre Ihnen dennoch ein paar Minuten, wenn Sie versprechen, die Sache nicht in die Länge zu ziehen.«

»Wie Sie wollen, Monsieur. Ich fürchte in der Tat, dass es schnell vorbei sein wird.«

»Das ist eine schöne Selbstsicherheit. Manch einer könnte sie für Anmaßung halten.«

»Sehen Sie darin nichts anderes als Hellsicht, Monsieur. Aber wenn ich Ihnen damit einen Gefallen tun kann, ziehe ich gern

eine eventuelle Niederlage in Betracht. Also, wenn Sie mich schlagen, verpflichte ich mich, aufmerksamer und bis zum Ende des Schuljahrs der vorbildlichste Ihrer Schüler zu sein.«

Charles Purseau antwortete nicht und zeigte keinerlei Regung. Er lehnte den Stuhl, den man ihm hinschob, ab und bestand darauf auszulosen, wer die weißen Figuren bekam.

Acht Züge. Alle zählten sie. Anschließend machte es die Runde im ganzen Lycée, das Echo hallte noch Wochen später wider. In acht Zügen vernichtete der Lehrer Purseau Martial de la Boissière, der lange Minuten wie versteinert dasaß. Danach kehrte der Mann an seine Tafel zurück und hielt eine Stunde über die Thesaurierung des Mittelalters, der niemand folgte.

Wenn Martial sich auch gedemütigt fühlte, so hatte er doch nicht allzu sehr unter der Haltung seiner Kameraden zu leiden, denn Traditionen sind zäh und Missgeschicke streifen sie nur flüchtig; seine Leistung ließ den Geschichtslehrer in der Achtung seiner Schüler nicht steigen. Nur Martial schien ihn nun mit anderen Augen zu sehen. Er hielt sein Versprechen und wurde ein vorbildlicher Schüler in Geschichte, selbst wenn er von dem, was im Unterricht gesagt wurde, nichts verstand. Er hätte erneut Groll gegen Charles hegen können, doch dem war nicht so. Fortan empfand er nur noch Bewunderung für ihn. Und das hatte nichts mit dem Schachspiel zu tun, auch wenn Martial, in seinem Stolz verletzt, augenblicklich damit aufhörte. Der Mann erschien ihm in jeder Hinsicht stark. Es verlangte Mut, die täglichen Niederlagen hinzunehmen und am nächsten Tag wiederzukommen. Und es verlangte eine gewaltige moralische Stärke, sich zu weigern, die Macht, die man in Händen hielt, zu gebrauchen; plötzlich schien der Mann ihm imstande, wen auch immer auf jedem Gebiet zu überragen. Charles Purseau war ein Geheimnis, das

Martial keine Ruhe ließ. Er versuchte, sich diesem Mann zu nähern, prallte aber an einer vollkommenen Gleichgültigkeit ab. Abends hielt er sich in der Nähe des großen Tores auf, und wenn sein Lehrer herauskam und dicht an ihm vorbeiging, ohne ihn sehen zu wollen, hoffte er auf wenigstens ein Zeichen, eine Geste, eine ausgestreckte Hand. Irgendetwas zog Martial an; er hätte es nicht zu benennen vermocht, doch er wusste, dass er, wenn es ihm gelänge, Zugang dazu zu finden, auf einen Schatz stoßen würde.

Schließlich kam ihm der Zufall zu Hilfe. In den Weihnachtsferien war er wie immer der einzige Interne, der im Lycée blieb. Seine Tage bestanden aus Lesen und einsamen Spaziergängen in den verlassenen Gängen und Höfen. Von Zeit zu Zeit wurde er mit kleinen Besorgungen betraut. An dem Tag sollte er für die Frau des Hausmeisters, die auf Glatteis ausgerutscht war und sich am rechten Oberschenkel verletzt hatte, Medikamente holen. Es war der Silvestertag, daher musste er über den Pont Saint-Pierre gehen, um eine offene Apotheke zu finden. Und vor dieser Apotheke begegnete er Pureau. Er kam herein, als Martial, der bereits bedient worden war, ging. Martial hielt ihm höflich die Tür auf und grüßte ihn herzlich – zumindest hoffte er, dass es herzlich sei. Der Lehrer antwortete nicht, ja würdigte ihn keines Blickes. Martial gab nicht auf. Er blieb in der schneidenden Kälte auf dem Bürgersteig stehen und wartete. Als Charles herauskam, folgte er ihm entschlossenen Schrittes und wäre beinahe selbst auf dem spiegelglatten Pflaster ausgerutscht.

»Monsieur Pureau!« (Verdammt! Beinahe hätte er »Pureau« gesagt!) »Herr Lehrer!«

Der andere verlangsamte seinen Schritt nicht, man hätte sogar schwören können, dass er ihn vielmehr beschleunigte.

Martial holte ihn dennoch ein und pflanzte sich kühn vor ihm auf.

»Monsieur Purseau, ich bin's, de la Boissière!«

»Ja, ich weiß sehr wohl, wer Sie sind! Allerdings bin ich überrascht, dass Sie mich bei meinem Namen nennen, ich dachte nicht, dass Sie ihn kennen, denn gewöhnlich benutzen Sie einen anderen.«

»Ich hatte keine Gelegenheit, mich zu entschuldigen, Monsieur.«

»Sie hatten die Gelegenheit, Sie haben sich nur nicht herabgelassen, es zu tun. Aber was wollen Sie eigentlich? Seit einiger Zeit begegne ich Ihnen ständig, und das stört mich, damit Sie es wissen! Und jetzt verfolgen Sie mich auch noch auf der Straße?«

»Ich dachte, Sie hätten bemerkt, dass ich meine Einstellung geändert habe.«

»Das habe ich in der Tat bemerkt, aber es ist mir egal. Und Ihre ungeschickten Entschuldigungen interessieren mich nicht. Ich weiß nicht, ob Sie wissen, wer Abraham Lincoln war, aber Sie täten gut daran, über folgenden Satz von ihm nachzudenken: *Es ist besser zu schweigen und für einen Dummkopf gehalten zu werden, als zu reden und keinen Zweifel daran zu lassen.*«

Martial senkte verlegen den Blick. Der Graben schien doch zu tief zu sein, die Schranken zwischen ihnen beiden zu hoch. Er konnte nicht verhindern, dass ihm große Tränen über die von der Kälte geröteten Wangen liefen. Es war idiotisch, doch er fühlte sich so allein, und es hatten sich so viele Tränen angesammelt während dieser Feiertage, die er fern von zu Hause verbrachte, wenn man überhaupt noch sagen konnte, dass er ein Zuhause hatte.

»Versuchen Sie nicht, mich zu rühren«, knurrte Charles.

Martial unterdrückte die Tränen, so gut er konnte.

»Würden Sie mich jetzt vorbeilassen? Ich kann mich nicht noch mehr verspäten.«

»Geht es um Ihre Tochter? Ist sie krank?«

Ein oder zwei Sekunden lang glaubte Martial, der Mann werde ihm an die Kehle springen. Etwas zuckte in seinem Blick, eine Art Blitz, wie man ihn wohl in den Augen eines Raubtiers erkennt, bevor es angreift. Er beeilte sich, die Situation zu entschärfen.

»Ich habe die Medikamente in Ihrer Tüte gesehen. Mittel gegen Erkältung... Und da Sie sich guter Gesundheit zu erfreuen scheinen... Sie tragen Lederstiefel, wie normalerweise die Anhänger des Bergwanderns sie besitzen. Die Stiefel verhindern, dass man auf den glatten Bürgersteigen ausrutscht, so wie ich. Und da es nicht üblich ist, sie in der Stadt zu tragen, glaube ich, dass Sie sie angezogen haben, um den Weg zwischen Ihrer Wohnung und der Apotheke möglichst schnell zurücklegen zu können. Ich weiß, dass Sie Witwer sind und dass Ihre Tochter gewiss allein zu Hause ist und vermutlich im Bett liegt.«

Der Lehrer hatte sich beruhigt. Seine Neugier schien geweckt.

»Und was noch, junger Mann?«

»Sie achten kaum auf Ihre Kleidung, aber Ihr Schnurrbart ist immer bemerkenswert gut geschnitten, Sie sind stets frisch rasiert, und Ihre Fingernägel sind gepflegt. Sie lassen sich nicht in dem Maße gehen, wie man glauben könnte. Sie rauchen nicht, Sie tragen kein religiöses Zeichen, Sie drücken häufig den Ringfinger Ihrer linken Hand, an dem Sie vermutlich Ihren Ehering trugen, bevor Sie Ihre Frau verloren haben. Die Verachtung, die Ihnen am Lycée entgegenschlägt, scheint Ihnen gleichgültig zu sein, aber wenn Sie im Unterricht sind,

ist Ihr Rücken gebeugter und Ihr Gang schwerer. Heute wirken Sie zehn Jahre jünger. Ich glaube, Sie könnten ein ausgezeichnete Lehrer sein, der beste vermutlich, wenn Sie bereit wären, den Blick ein wenig zu senken, um die Augen derer zu sehen, denen es nicht gelingt, sich zu Ihrer Höhe aufzuschwingen. Und als ich Sie mit Ihrer Tochter sah, schienen Sie mir der wunderbarste Vater zu sein; sie wirkte so anmutig und fröhlich, dass sie es nur von Ihnen haben kann.«

Martial weinte nicht mehr. Dennoch hielt er den Blick gesenkt. Allerdings hörte er die Stimme des Lehrers, die sich erneut verändert hatte. Er hätte es nicht beschworen, doch sie klang ein wenig bewegt.

»Sollten Sie eine Art Spion sein, de la Boissière? Oder halten Sie sich für einen Feld-Wald-und-Wiesen-Detektiv?«

»Ich kann gut beobachten. Man beobachtet viel, wenn man allein ist, das macht das Leben lebendiger.«

»Dann ist es also eine Art Deformation? Ich sage es Ihnen noch einmal, ich habe es eilig, und Sie halten mich auf. Ich werde Ihnen jedoch die Gelegenheit geben, mich zu überzeugen. Kommen Sie morgen zum Mittagessen zu mir. Das erste Mittagessen des Jahres. Punkt zwölf. Seien Sie pünktlich oder kommen Sie nicht. Da Sie ja so schlau sind, wird es Ihnen nicht schwerfallen, meine Adresse herauszufinden und sich aus dem Lycée zu stehlen.«

Damit ließ er Martial stehen und ging ein paar Schritte. Doch sehr bald schon drehte er sich noch einmal um.

»Sollte sich herausstellen, dass das alles eine Inszenierung war zu dem Zweck, mich ein weiteres Mal lächerlich zu machen, seien Sie gewarnt, mein lieber Junge; dann werde ich Sie fertigmachen, und diesmal endgültig!«

Das sagte er mit einem Anflug von Wut, mit dem gleichen Blick eines verletzten Raubtiers wie kurz zuvor.

»Und erwähnen Sie nicht noch einmal meine Frau. Nie mehr!«

Martial blickte seinem Lehrer nach, der sich kerzengerade und mit langen Schritten entfernte. Er begriff nicht, warum der Mann nicht imstande war, seinen Schülern gegenüber eine gewisse Autorität zu zeigen, da er ihn doch hier auf dem Bürgersteig beinahe erschreckt hatte. Und er war froh, dass er es aufrichtig gemeint hatte, dass er nicht im Geringsten daran gedacht hatte, ihm einen Streich zu spielen.

Martial fand die Adresse der kleinen Familie Purseau heraus. Am nächsten Tag besuchte er sie in ihrer hellen und gemütlichen Wohnung. Von nun an räumte Charles ihm einen kleinen Platz in seinem Leben ein. Martial entdeckte einen klugen und auf alles neugierigen Mann, einen aufmerksamen und liebenden Vater, eine vielschichtige Persönlichkeit, kurz, einen großen Mann. In ihren Gesprächen, aus denen nur zwei Themen verbannt waren, Charles' Frau und seine Arbeit im Lycée, konnte er an seinem Wissen teilhaben. An manchen Sonntagen im Frühling durfte er ihn sogar in die Pyrenäen begleiten und verliebte sich ebenfalls in das Gebirge. Es machte ihm Freude, in den Fußstapfen seines Mentors zu gehen, sich zu spüren, wie er in dessen gewaltigem Schatten die Stufen hinaufstieg. Und trotzdem war er froh, ihn nicht mehr im Unterricht zu haben.

Für Camille wurde er rasch zu einer Art liebevollem großem Bruder. Gleich beim ersten Besuch, als sie noch krank war, die Nase rot von der Erkältung, die Augen ein wenig fiebrig, hatte sie ihn zu ihrem Gefährten erkoren. Sie war ein fröhliches Mädchen und in allem, was sie unternahm, von entwaffnender Aufrichtigkeit. Als er am Neujahrstag 1910 bei ihnen auf-

tauchte, war sie nicht viel älter als sieben, und als sie mit ihm auf dem Bahnsteig weinte, weil er die Stadt verließ, um sein Studium woanders fortzusetzen, war sie knapp zehn. Ein Jahr später verließ sie ihrerseits Toulouse, um ihrem Vater nach Bagnères-de-Luchon zu folgen, einem Ort zu Füßen seines geliebten Gebirges, denn er war aus gesundheitlichen Gründen von seiner Arbeit befreit.

Obwohl man ihn in den Ruhestand versetzt hatte, eine Entscheidung, die von der neuen Leitung des Lycées in Toulouse begrüßt worden war, hörte Charles in seinem neuen Leben nicht auf zu unterrichten. Während des Kriegs vertrat er monatlang die Lehrer, die in der Gemeindeschule fehlten. Er war ein heiß geliebter Grundschullehrer, und dies waren die schönsten Jahre seiner Laufbahn als Pädagoge. Und auch Camille ließ sich von dem Virus anstecken; sehr zum Missfallen ihres Vaters wählte sie den Lehrerberuf.

Als Martial wusste, dass er an die Front gehen würde, richtete er es ein, sie zu besuchen, wie er es immer tat, wenn sich die Gelegenheit bot. Der Krieg machte ihm Angst, er hatte eine böse Vorahnung. In diesem Augenblick wollte er nur Charles und Camille sehen, niemand anderen. Charles begnügte sich mit ein paar tröstenden Worten und rang sich, zum ersten und einzigen Mal, widerwillig zu einer fast väterlichen Geste durch: Als Charles in den Waggon stieg, legte er ihm die Hand auf die Schulter. Camille dagegen vermisste ihn sehr. Sie schrieb ihm häufig und spielte weiterhin das Spiel, das sie so liebte: dass sie seine zukünftige Frau sei. Als Martial schwer verletzt wurde, auf wunderbare Weise jedoch mit dem Leben davongekam, gelang es ihm, seine Genesungszeit im Grand Hôtel des Bains in Luchon zu verbringen, und sie besuchte ihn jeden Tag, morgens und abends. Den Krankenschwestern, die ihr

Fragen stellten, sagte sie, sie besuche ihren »Geliebten«. Niemand traute sich zu lächeln oder sich lustig zu machen, so aufrichtig wirkte sie.

Mit fünfzehn schrieb sie sich an der École Normale des Institutrices de Toulouse ein und schickte ihm weiterhin Briefe, die allesamt wahre Wunderwerke des Trostes und der Hoffnung waren. »Komm unversehrt zurück«, schrieb sie, »das Leben erwartet uns.« Als er sie wiedersah, bei seiner Rückkehr aus Serbien im Sommer 1919, war sie siebzehn. Charles spürte, wie seine Gesundheit ihn zusehends im Stich ließ, selbst die Wanderungen im Gebirge fielen ihm jetzt schwer. Martial besuchte ihn für ein paar Tage. Er konnte es noch immer nicht fassen, dass er dem allgemeinen Gemetzel entkommen war, und schien von Grund auf verändert. Als Camille davon erfuhr, sprang sie in den Abendzug und kam zu ihnen. Er wartete auf dem fast leeren Bahnsteig. Sie war von atemberaubender Schönheit. Er brachte es nicht fertig, ihr zu gestehen, dass er nur dank ihrer – nur für sie – durchgehalten hatte. Dass das Versprechen, das sie gegeben hatte, für ihn kein Spiel mehr war. Als er sie so schön, so fröhlich vor sich stehen sah, sie in den Armen hielt und nur noch ihr Parfum roch, fiel es ihm schwer, sie nicht mit Küssen zu bedecken. Er fühlte sich so lebendig! Er verstand, was sie mit den Worten »das Leben erwartet uns« hatte sagen wollen, er verstand es jetzt besser.

1920 kehrte Camille, ihr Zeugnis in der Tasche, als Referendarin nach Bagnères-de-Luchon zurück. Die Beziehungen ihres Vaters, dieselben, die sämtliche Direktoren, die das Lycée in Toulouse zu seiner Zeit geleitet hatten, zur Weißglut gebracht hatten, machten es möglich, dass sie wieder an seiner Seite sein konnte, denn er wurde immer schwächer. Kurz nach der

»Affäre Duhamel«, die Martial seinen ersten Ruhm als Ermittler einbrachte, insbesondere durch zahlreiche Artikel, die in den darauffolgenden Monaten erschienen und ihm das Gefühl vermittelten, auf dem richtigen Weg zu sein, begab er sich ein letztes Mal nach Luchon, fest entschlossen, Camille seine Liebe zu erklären und seinen ehemaligen Lehrer um ihre Hand zu bitten.

Charles hatte die Gefühle, die Martial bedrängten, vermutlich längst erraten. Er verhielt sich kühl und gestand, dass er es nicht sehr schätze, wie er durch diese Art Club, wo man den Amateurdetektivspiele und ansonsten nichts tue, ins Gerede komme. Er schimpfte über seine schwankende Gesundheit, klagte, dass sie ihm den Weg in das geliebte Gebirge, dessen Abhänge sich bis in seinen Garten erstrecken, verwehre. Er vermied es, mit ihm über Camille zu sprechen. Das hätte Martial stutzig machen müssen.

Dass Camille, die immer schöner wurde, ihre Fröhlichkeit verlor, hätte das zweite Alarmsignal sein müssen. Sie wies ihn zurück. Sanft. Ihre Wege hätten sich getrennt, das Leben erwarte nicht mehr sie beide gemeinsam. Sie liebe einen anderen. Er werde immer ihr Freund bleiben, die andere Hälfte ihrer Familie, ein Teil von ihr. Mehr könne sie ihm nicht anbieten.

Er erinnerte sich nicht, jemals einen solchen Schmerz empfunden zu haben. Er glaubte, niemals darüber hinwegkommen zu können.

Sie blieben in Kontakt, aus der Ferne, brieflich. Camille hatte eine erste feste Stelle in einem weit entfernten Dorf an der Grenze der Départements Tarn und Aveyron bekommen. Charles hatte sie begleitet, doch war er leider dazu verurteilt, den Kampf, den er seit einigen Jahren führte, zu verlieren. Die

Briefe wurden seltener. Martial versuchte, sie zu vergessen, doch die Wunde brach nur allzu leicht wieder auf. Wie an diesem Tag, dem 1. Oktober 1923, als er folgendes Telegramm erhielt: »*Papa heute Morgen gestorben. Komm. Komm schnell. Camille.*«

Die Vernunft hätte es ihm verbieten sollen. Die große Entfernung hätte als Entschuldigung ausgereicht, sein Arzt hatte ihm von langen Reisen abgeraten, da sie seine Rückenverletzung wieder akut werden lassen konnten. Er wusste, dass ein Wiedersehen ihm das Herz brechen, ihn erneut in die Abgründe würde stürzen lassen, aus denen er sich mühsam hochgerappelt hatte. Doch die Vernunft war machtlos. »*Komm. Komm schnell.*« Sein Herz spielte verrückt, und ihm stand nicht der Sinn danach, um Charles zu trauern.

Am Mittwoch, dem 3. Oktober, hatte er am Steuer seines funkelneuen Hispano-Suiza Brassac erreicht. La Vitarelle-du-Théron, das Dorf, in dem Camille seit einem Jahr lebte, war nur noch gut zehn Kilometer entfernt. Nachdem er mit seinem knatternden Auto einiges Aufsehen erregt hatte, nahm er in dem Gasthof am Ufer des Agoût, in der Nähe der großen steinernen Brücke, ein Zimmer. Die Beerdigung war für den nächsten Morgen vorgesehen. Martial kannte Camille gut genug, um zu wissen, dass dieser Abend ihr gehörte, ihr allein an der Seite ihres geliebten Vaters. Ein letztes Mal. Er fragte sich ohnehin, ob er den Mut aufbringen würde, die letzten Kilometer, die ihn noch von ihr trennten, zurückzulegen. Die Nacht, die er in dieser unbekanntem Gegend verbrachte, umgeben von waldbedeckten Bergen, bot ihm eine letzte Chance umzukehren. Er bekam kein Auge zu.

Charles Purseau. Ein nahezu unvergesslicher Name für zahlreiche Schüler des Lycée national in Toulouse, doch viele von

ihnen waren tot, hinweggerafft von diesem Krieg, von dem es hieß, er sei der letzte. Der Name eines mittelmäßigen Lehrers, eine Schande für das »Große Haus«; der Name eines Mannes, der nicht viele Freunde hatte und für die meisten derer, die ihm einmal begegnet waren, ein Geheimnis blieb; eines Mannes mit vielen Möglichkeiten und voller Kraft, der den ersten Tag des neuen Schuljahrs gewählt hatte, um aus dem Leben zu scheiden.

* * *

Donnerstag, den 4. Oktober 1923

Der bescheidene Trauerzug ließ sich Zeit, um durch das Dorf in Richtung Kirche zu ziehen. Camille ging allein an der Spitze der kleinen Prozession, die dem langsamen Schritt der Pferde folgte. Hier war ihr Vater gestorben, in diesem Dorf, das ihm fremd geblieben war. In dem Jahr, das er hier verbracht hatte, waren seine einzigen Gefährten, abgesehen von seiner Tochter und ihrem Verlobten, seine Bücher und Camilles Unterrichtsstunden gewesen, die er von seinem Zimmer aus hatte hören können.

Ihm war genügend Zeit geblieben, den Tod kommen zu sehen. Er hatte die letzte Ölung haben wollen und sich ein ordentliches Begräbnis gewünscht. Nicht dass er sehr religiös gewesen wäre, aber er fand, dass Traditionen ihr Gutes hatten, dass sie wie Übergangspunkte waren, die ein Leben markierten.

Er hatte in der Kirche geheiratet, Camille war getauft worden, und Marie hatte ein christliches Begräbnis bekommen. Der Friedhof von La Vitarelle war ganz nach seinem Geschmack. Man hatte einen schönen Blick auf die Schluchten. Warum hätte er nach Toulouse oder Luchon gehen sollen? Was

er für seine letzte Reise brauchte, hatte er im Kopf. Der Ort spielte keine Rolle. Und man durfte ihn nicht mit dem Blödsinn nerven, dass es sich gehöre, Trauer zu tragen. Schwarz stand seiner Tochter nicht.

Camille hatte allerdings nicht gehorcht. Sie trug ihr einziges schwarzes Kleid. Ihre Stellung im Dorf, die Schwierigkeiten, die sie hatte, akzeptiert zu werden, zwangen sie, genau zu überlegen, was sie tat. Daher ging Édouard nicht neben ihr, ihre Verlobung war nicht offiziell. Der einzige Regelverstoß, den sie sich gestattet hatte, war, dass sie auf den Hut verzichtete. Sie ging barhäuptig, und eine Locke wand sich hartnäckig aus dem Knoten und fiel ihr in die Stirn.

Martial war nicht gekommen. Sie wusste nicht einmal, ob das Telegramm ihn erreicht hatte, denn es war ohne Antwort geblieben. Er fehlte ihr. Seit zwei Jahren fehlte er ihr. Und erst recht in den vergangenen Tagen. Dabei hatte sich Édouard ganz wunderbar verhalten, war für sie da und zugleich diskret gewesen, wie ein Fels in der Brandung und doch im Hintergrund. Aber Martial war die Verbindung zur Vergangenheit, die sich gerade aus dem Staub machte, gezogen von zwei alten Pferden, auf einem Karren, der mit einem alles andere als neuen schwarzen Samt ausgekleidet war. Und er war nicht an seinem Platz. Er war es nicht mehr, seit sie ihn abgewiesen, seit sie ihm zu verstehen gegeben hatte, dass sie einander um ein paar Jahre verpasst hatten.

Die Kirche stand an der Stirnseite eines von Platanen gesäumten Platzes, direkt am Rand einer Felswand, die zum Fluss hin abfiel. Die Totenglocke schlug düster. Ein paar Leute, die nicht zur Einsargung in die Schule gekommen waren, warteten auf dem Vorplatz. Auf einer Seite parkte ein staubbedeckter roter Wagen. Die Kinder, die ihn umdrängten, verstummten, als

die Prozession an ihnen vorbeizog. Dann sah Camille ihn. Er stand etwas abseits, die Beine an das Geländer gedrückt, das den Friedhof säumte. Er war blass. Er starrte auf den Sarg, der langsam auf ihn zukam. Sie spürte, wie eine Art Lampenfieber ihr die Brust zusammenpresste. Sie wich seinem Blick aus. Sie ging an ihm vorbei. Erst dann blieb sie stehen und wartete, dass der Sarg abgeladen wurde. Sie spürte, dass sein Blick sich in ihren Nacken bohrte. Daraufhin streckte sie, ohne sich umzudrehen, die Hand nach hinten aus. Ein paar Sekunden vergingen, langsam, und alles um sie her schien sich zu verschleiern, selbst die Geräusche, die sie nicht mehr hörte. Und sie spürte, wie seine dicke Hand in die ihre glitt. Und sie drückte sie fest, während ihr alle Tränen ihres Körpers zugleich in die Augen zu schießen schienen. Seine sah sie nicht.

Martial war zurückhaltender als in ihrer Erinnerung, weniger selbstsicher. Sie sagte ihm, wie sehr es ihr Herz erwärme, dass er gekommen sei. Und sie stellte ihm Édouard vor. Sie hatte ihm so viel von ihrem Freund erzählt, dass sie das Gleichgewicht wiederherstellen wollte. Édouard war mit vierzehn in die Handelsmarine eingetreten, die einzige Möglichkeit für ihn, dem Waisenhaus in La Rochelle zu entkommen. Über seine Herkunft wusste er nur, dass man ihm den Vornamen des Jungen gegeben hatte, der ihn als Baby unter den Arkaden gefunden hatte, im Juli 1892, dem Monat, in dem Frankreich den Vertrag mit Zar Alexander unterzeichnet hatte, und dass man ihm als Nachnamen den des russischen Kaisers verpasst hatte. Ein Schiffbruch in der Passage der Lakkadiven hätte ihn fast das Leben gekostet, und nach diesem Vorkommnis hatte er sich geschworen, nie mehr einen Fuß auf ein Schiff zu setzen. Den Krieg hatte er zu Fuß absolviert, im Schlamm. 1917 war er schwer verletzt worden, und man hatte ihn nach Luchon geschickt, wo er sich an den hauchdünnen Faden

klammern sollte, der ihn noch mit dem Leben verband. Dort hatte er Charles und dann Camille kennengelernt.

Heute war Édouard Fellhändler. Die Industrie des Entwollens der Felle war im Aufschwung begriffen. Seine Erfahrungen auf hoher See und seine Kontakte hatten ihm geholfen, sich zu profilieren. Er arbeitete zunehmend mit Argentinern zusammen, die ihm den Großteil des Rohmaterials lieferten. Argentinien! Dort lag die Zukunft. Ein weites Land, ein leeres Land, ein Land im Aufbau. Er hatte diesen Plan bereits vor der Mobilmachung im Kopf gehabt. Der Zufall hatte ihn wieder darauf gebracht. Sie würden nach Argentinien gehen, vermutlich im nächsten Sommer. Alles war vorbereitet, sie konnten dort ein neues Leben beginnen, ein angenehmes Leben, fern von dem Kummer und den Schatten, die vor einiger Zeit über sie hereingebrochen waren.

Martial hörte aufmerksam zu und sagte wenig, doch seine Anwesenheit tat ihr wahnsinnig gut. Und das sagte sie ihm, als er ankündigte, dass er gleich wieder weg müsse. Sie glaubte die Lügen, die er ihr über seine Verpflichtungen und die lange Fahrt auftischte, keinen Augenblick, traute sich aber nicht, darauf zu bestehen, dass er blieb.

Stattdessen begleitete sie ihn zu seinem Wagen, der jetzt vor der Mädchenschule parkte. Sie hatte sich bei ihm eingehakt. Sie spürte, dass die Wunde noch nicht verheilt war.

»Es tut mir leid«, sagte sie sanft und lehnte den Kopf an seine Schulter. »Das tut mir alles so leid.«

»Ich hatte nie die Gelegenheit, dir Glück zu wünschen. Dein Verlobter scheint ein guter Mensch zu sein. Er muss deinem Vater gefallen haben.«

»Papa hätte nicht gewollt, dass ich dich heirate. Er sagte, du hättest etwas an dir, das Frauen zum Weinen bringt.«

»Und das hast du geglaubt?«

»Nein! Aber er hatte kein anderes Argument, um mir dich auszureden... Du bist alles, was mir bleibt, Martial. Bitte, wende dich nicht auch von mir ab. Versprich mir, dass wir uns wiedersehen.«

Martial zwang sich zu lächeln und versprach es.

Daraufhin zog Camille einen mit Wachs versiegelten Umschlag aus der Tasche.

»Das ist von Papa. Er hat dir vor seinem Ende einen Brief geschrieben. Und obwohl ich darauf brenne zu erfahren, was drinsteht, wirst du bemerken, dass ich ihn nicht geöffnet habe.«

Martial nahm den Umschlag und vertiefte sich für einen Augenblick in die schöne Schrift seines ehemaligen Lehrers.

»Nun, du wirst mir gestatten, dass ich ihn später lese. Was drinsteht, erzähle ich dir, wenn wir uns wiedersehen.«

»Bald?«

»Sehr bald.«

Zu der Stunde, da die Leute ihr Abendessen zubereiteten, tönte der Hispano-Motor durch das ganze Dorf und lockte die Neugierigen auf die Schwelle ihrer Häuser. Martial scherte sich nicht darum, dass die Nacht hereinbrach. Er wollte so schnell wie möglich weg. Sein Herz war erneut gebrochen. Er wusste nicht, ob er je die Kraft haben würde, sie wiederzusehen. Die Reste eines schönen Sommers drohten sich im abendlichen Regen aufzulösen. In der Ferne grollte bereits das Gewitter über der Montagne Noire.

* * *

Martial,

ich werde bald sterben. Ich, der ich so gern die reine Gebirgsluft geatmet habe, werde erstickt gehen, verraten von meiner Lunge: Das Schicksal ist ein Spaßvogel! Ich habe keine Angst vor dem Tod. Ich sage das nicht aus Selbstgefälligkeit, sondern weil es stimmt. Dagegen habe ich Angst um meine kleine Camille. Ich weiß, dass Du sie liebst und sie Dich ebenfalls, wenn auch nicht so, wie Du es Dir wünschst.

Unsere Wege haben uns in letzter Zeit voneinander entfernt, aber jetzt haben sie uns wieder zusammengeführt. Ich habe Deine Erfolge aufmerksam verfolgt. Inzwischen glaube ich nicht mehr, dass Dein berühmter Zirkel ein Haufen Jungs ist, die ihr Leben träumen, anstatt es zu leben. Ich habe mich geirrt. Du kannst stolz auf Dich sein.

Du hast einmal erklärt, Du könntest ein vorbildlicher Schüler werden. Nun, heute sage ich Dir, Du warst ein guter Schüler, der beste, den ich jemals hatte. Daher bitte ich Dich heute um einen letzten Gefallen: Beschütze Camille. Sei ihre Kraft, wenn es ihr an eigener fehlt. Sei ihre Vernunft, wenn sie sich von ihrem Wesen, das Du so gut kennst, hinreißen lässt. Sei das Echo ihres Lachens an Tagen der Freude. Sei die Hände, in denen sie ihr Gesicht begräbt an Tagen des Kummers. Sei Du und ich zugleich. Ich habe solche Angst um sie ...

Urteile nicht zu streng über Édouard. Das Leben hat ihm nichts geschenkt, und er verdient es, dafür entschädigt zu werden. Er ist ein guter Junge, und ich wünsche mir, dass Du das siehst. Auch er kann ein guter Schüler werden, wenn er einen guten Lehrer hat.

Bevor ich gehe, muss ich Dir noch etwas gestehen. Bis jetzt habe ich mich nicht getraut, da siehst Du, wie feige ich bin, nicht nur in einem Klassenzimmer. Wir haben nie mehr miteinander Schach gespielt. Hätten wir es getan, hättest Du gemerkt, dass

ich gar nicht Schach spielen konnte! Es ist vielmehr so, dass ich in meiner Studienzeit in Ägypten einen jungen Engländer kennengelernt habe, der ein wahres Schachgenie war. Im Sommer 1909 habe ich ihm geschrieben. Er hat mir brieflich zwei todsichere Eröffnungen beigebracht, eine mit den Weißen und eine mit den Schwarzen. Ich habe sie auswendig gelernt, denn ich wusste, dass ich mich auf diesem Gebiet würde revanchieren müssen. Ich bin nicht sehr stolz auf mich, ich bin ziemlich nachtragend. Aber das hat mir immerhin erlaubt, Dich kennenzulernen ...

Das wär's, mein Junge. Ich danke Dir, dass Du mich ein Stück des Weges begleitet hast. Ich weiß, dass ich mich auf Dich verlassen kann.

Also leb wohl

Charles Purseau

Der Tod von Louis Bascoul löste die ganze Geschichte aus.

Louis Bascoul war ein alter Bauernknecht, der seit Menschengedenken in einem winzigen, halb verfallenen Haus lebte, dem einzigen Besitz, den seine Eltern ihm hinterlassen hatten. Doch das hinderte ihn keineswegs daran, sich möglichst wenig darum zu kümmern. Überaus verdient genoss er in La Vitarelle-du-Théron den Ruf, ein Faulpelz zu sein. Und wenn er mit fast sechzig noch immer auf dem Hof der Gresses arbeitete, dann einzig und allein deswegen, weil die alte Gresse, obwohl gebrechlich, immer noch die Zügel des Betriebs in der Hand hielt. Denn er hatte eifrig ihr Bett besucht, schon bevor sie Witwe geworden war, und dafür wurde er jetzt in gewisser Weise belohnt.

Die wenigen Sous, die er so verdiente, wurden allabendlich in einer der beiden Kneipen des Dorfs versoffen, häufig mit schlechtem Wein. Doch obwohl er Gewohnheitstrinker war, vertrug er den Alkohol immer schlechter und achtete immer weniger auf die Qualität dessen, was ihm eingeschenkt wurde. Er hatte immer schneller einen in der Krone und ging, nachdem man ihn nach draußen befördert hatte, torkelnd nach Hause, schurrte mit den Holzschuhen über den Boden und schleppte sein ausgemergeltes Gerippe zu seinem dreckigen

Bett, wenn er nicht schon vorher in einem Graben zusammenbrach. Seine Räusche hatten für die Gemeinde nichts Peinliches. Sie waren still und düster, unauffällig. Sie waren wie er.

Und dann, Anfang Dezember 1923, verschwand er.

Am Samstagabend hatte er das »Café du Progrès« betrunken wie immer verlassen. Seit dem Spätnachmittag hatte sich eisiger Nebel auf das Dorf gesenkt. Man konnte keine zwanzig Meter weit sehen. Bascouls alte Bruchbude gehörte zu den Häusern, die auf dem Weg zur alten Mühle den Weiler Les Buissonniers bildeten. Er kam nie dort an.

Am nächsten Morgen kreuzte fuchsteufelswild Michel Gresse auf, der älteste Sohn des Hofes. Er öffnete die Tür mit einem heftigen Fußtritt – beinahe hätte er Kleinholz aus ihr gemacht –, fand in dem völlig verdreckten und übelriechenden Raum aber nur ein leeres Bett vor. Anschließend machte er die Runde durchs Dorf, um sich nach seinem Knecht zu erkundigen. Mit den beiden Kneipen fing er an. Niemand war imstande, ihm zu sagen, wo Bascoul abgeblieben war. Solange der Sohn der Gresses in der Nähe war, traute sich niemand, über die Situation zu lachen. Alle wussten, wohin seine Wutausbrüche führen konnten, wenn man sie auf diese Weise schürte. Doch kaum hatte er den Rücken gewandt, gab es kein Halten mehr. Man zweifelte nicht daran, dass Bascoul irgendwo seinen Rausch ausschließ, zu gut versteckt, um gefunden zu werden. Nur dass er bei Einbruch der Nacht noch immer nicht aufgetaucht war. Der Nebel war hartnäckig, die Kälte heimtückisch. Sie drang feucht unter die Kleidung. Also hörten die Leute auf zu lachen und begannen, sich Sorgen zu machen.

Montagsmorgen wurden Nachforschungen angestellt, ohne Ergebnis. Am Ende musste man sich dazu durchringen, die

Gendarmerie in Brassac zu informieren, die eher gleichgültig zu dem Schluss kam, dass der alte Mann sich tatsächlich in Luft aufgelöst hatte. Die Gendarmen äußerten die Hypothese, er habe, seines elenden Lebens überdrüssig, vielleicht das Dorf verlassen, doch sie kannten Louis Bascoul nicht, sonst hätten sie so etwas nicht behauptet; es gab keine größere Memme als ihn, er hätte nie den Mut aufgebracht, sich einfach so ins Unbekannte zu stürzen. Im Dorf machte man sich keine Illusionen mehr; es hieß, er sei irgendwo gestorben, weil er zu viel getrunken hatte, weil er zu schmutzig war, weil er ein zu großer Lügner war, weil er zu schlecht ernährt war – oder aus Dummheit. Aber nicht diese Annahme bekümmerte die Dorfbewohner, sondern eher die Tatsache, dass man die Leiche nicht finden würde. Louis Bascoul mochte sein, was er war, aber er verdiente doch ein Begräbnis, das eines guten Christen würdig war.

Die Suche nach dem Leichnam des Bauernknechts wurde daher zur Hauptbeschäftigung. Für die jungen Burschen der Gegend geriet sie so sehr zur Herausforderung, dass sie am Donnerstag zahlreich in die Umgebung ausschwärmten und Wälder und Schluchten sorgfältig durchkämmten. Zwei von ihnen verstießen sogar gegen die Verbote und beschlossen, beim Pas-du-Diable zu suchen. Und dort fanden sie ihn.

Man sah die beiden Burschen angerannt kommen, zitternd wie Espenlaub und bleich, als seien sie dem Tod persönlich begegnet. Die Leute im Dorf schlugen Alarm und stiegen, begleitet von Doktor Delcros, hinauf zu dem Ort, den die beiden angegeben hatten.

Der Pas-du-Diable war ein Unfall der Natur mitten im Gemeindewald, ein steiler Hang, der am Rand einer vom noch jungen Fluss gegrabenen Schlucht erstarb. Dieser Hang bestand aus Dutzenden großer, ungewöhnlich geformter Gra-

nitfelsen. Und zwischen den Felsen gab es mehr oder weniger tiefe natürliche Brunnen. Es war ein steiniges, zerklüftetes Gebiet. Ein Ort, der von jeher gefürchtet war. Zunächst weil es gefährlich war, sich dorthin zu wagen. Vor allem aber, weil es hieß, die Gegend sei von bösen Geistern heimgesucht. Man erzählte, dort hätten die Hexen dieser Berge ihre Sabbate abgehalten. Man erzählte, der Wind lasse, wenn er dort wehe, menschliche Klagen aus den Kratern aufsteigen. Man wusste, dass der Nebel sich dort immer zuerst bildete und zuletzt verschwand. Es hieß, im Nebel seien Gestalten zu erkennen, die aus den Löchern kämen und zwischen den Bäumen umherirrten. Es sei der Ort der verlorenen Seelen, der bösen Verstorbenen. Dort ging man nicht hin. Nicht einmal, um zu jagen, zu angeln oder Steinpilze zu suchen. Übrigens verirrte sich auch das Wild nicht dorthin. Die einzigen Tiere, die je dort gesichtet wurden, waren Schlangen. Jeder mied diesen Ort, so weit es nur ging.

Und doch war Louis Bascoul hier gestorben. Sie fanden ihn in der Schlucht, unmittelbar am Ufer des Flusses. Diejenigen, die dort hinaufstiegen, würden den schmerzlichen Ausdruck, in dem sein Gesicht erstarrt war, nicht vergessen. Doktor Delcros weigerte sich, den Leichnam vor der Ankunft der Gendarmen zu bewegen. Erst dann begann er seine Untersuchung.

Es stellte sich heraus, dass der alte Mann seit mehreren Tagen tot war, vermutlich war er bereits am Montagmorgen, als man begonnen hatte, nach ihm zu suchen, tot gewesen. Das Felsenbein war gebrochen, und das hatte wahrscheinlich zum Tod geführt. Abgesehen von den Prellungen, die der Leichnam aufwies, verweilte der Arzt länger bei den Knöcheln, die beide gebrochen waren. Es sah aus, als wären sie mit Gewalt nach außen gebogen worden, bis der Knochen gebrochen war

und die Haut durchbohrt hatte. Außerdem stellte er fest, dass sämtliche Finger der linken Hand oberhalb des zweiten Fingerglieds zerquetscht waren, und zwar so sehr, dass man bei der Berührung nur noch eine Art Brei spürte.

Der Arzt übergab seinen Bericht, und die Gendarmerie stellte zwei Hypothesen auf, die den Tod erklären sollten. Die erste besagte, Louis Bascoul habe sich auf dem Nachhauseweg im Nebel verirrt. Er habe sich schließlich am Pas-du-Diable wiedergefunden und sei in die Klamm gestürzt, wobei er sich an den hervorspringenden Felsen den Schädelbruch zugezogen habe. Die zweite Hypothese war, dass er unter der Wirkung des Alkohols beschlossen habe, seinem Leben ein Ende zu setzen. Er sei in tiefer Verzweiflung im Wald umhergeirrt und habe sich schließlich umgebracht, indem er sich ins Leere gestützt habe. Was könne für einen Selbstmord besser geeignet sein als dieser verfluchte Ort?

Doktor Delcros äußerte Zweifel an beiden Hypothesen, wenn auch zunächst nur privat, dem Polizeihauptmeister gegenüber. Er konnte sich die gebrochenen Knöchel ebenso wenig erklären wie die zerquetschten Finger und behauptete, diese Verletzungen könnten nicht von einem einfachen Sturz verursacht worden sein, und sei er auch noch so heftig gewesen. Man bat daher einen Arzt des Krankenhauses in Castres um seine Meinung. Dieser erklärte einzig und allein auf der Grundlage einer aufmerksamen Lektüre des Gendarmerieberichts, diese Verletzungen ließen sich durchaus durch den Sturz erklären, allerdings müssten, wie er einräume, eine Reihe von Umständen zusammenkommen.

So wurde die Akte geschlossen. Um niemanden zu kränken, entschied man sich für die Unfallhypothese, und Louis Bascoul bekam ein anständiges Begräbnis auf dem kleinen

Friedhof des Dorfes. Doch Doktor Delcros hatte in seiner Wut mit seinen Zweifeln nicht hinter dem Berg gehalten. Sie verbreiteten sich im Dorf, wo sowieso viele nicht an die Schlussfolgerungen glaubten, die aus der Untersuchung gezogen worden waren.

Sie gruben die alten Geschichten über den Pas-du-Diable wieder aus. Bascouls Gesichtsausdruck hatte nicht zu einem raschen Tod gepasst. Er hatte von einem langsamen Tod gezeugt, einem barbarischen Tod, einem schlimmen Tod. Deswegen durfte man die dunklen Mächte bei Nebel nicht herausfordern. Denn das war das Schicksal, das diejenigen, die sich dorthin wagten, erwartete.

Es gab im Dorf Leute, die mit dem Aberglauben nichts anfangen konnten. Sie vermuteten eine unangenehme Begegnung, ein wildes Tier oder eher noch eine Gruppe von Herumtreibern. Zwei Winter zuvor hatten welche in den Wäldern von Murat ihr Lager aufgeschlagen, Zigeuner, die auf mehreren Bauernhöfen gestohlen und sich mit denen, die ihr behelfsmäßiges Lager entdeckten, geprügelt hatten. Ohne dass sich das bis nach Brassac herumsprach, wurden im Wald, wo die Kälte immer schneidender wurde, zwei, drei Treibjagden organisiert, die bis zum Pas-du-Diable gingen. Doch man fand keine Spur eines lebenden Wesens.

Und da die Nächte immer länger und vor allem immer dunkler wurden, verzichteten die Leute im Dorf schließlich darauf, eine andere Erklärung zu finden. Man kam überein, zu schweigen und sich hinter der offiziellen Version zu verschanzen, was im Grunde allen sehr gelegen kam. Sie ließen sich das Drama eine Lehre sein, was die schädlichen Folgen des Alkohols und auch die Gefahren des Pas-du-Diable betraf. Dann bemühten sie sich zu vergessen.

Camille allerdings hatte keineswegs die Absicht, das alles so einfach zu vergessen. Sie glaubte nicht an die Geschichten von Herumtreibern und wilden Tieren, die sich in den Wäldern versteckten, und auch nicht an die von bösen Geistern, die Gefangene der Felsen oder der Abgründe waren. Sie hatte von den Zweifeln des Arztes bezüglich der beiden Hypothesen der Gendarmerie gehört. Und sie war zu der Überzeugung gelangt, dass Louis Bascoul ermordet worden war.

Warum Louis Bascoul töten? Diese Frage war wie eine Klippe, an der ihre Theorie zerschellte. Der alte Mann hatte nichts besitzen. Abgesehen von seiner Vorliebe für Alkohol und die Röcke seiner Herrin hatte es in seinem kleinen erloschenen Leben nichts Tadelnswertes gegeben. Er hatte das Dorf nie verlassen. Er hatte sein ganzes Leben hier verbracht, vor den Augen aller. Vielleicht hatte er etwas Kompromittierendes entdeckt? Vielleicht war er das Opfer einer Tracht Prügel geworden, die ein schlimmes Ende genommen hatte? Camille ging jeder Spur nach, aber sie führten alle in eine Sackgasse. Und letzten Endes gab es nie ein Motiv. Sie besprach die Ergebnisse oder vielmehr die nicht vorhandenen Ergebnisse ihrer Nachforschungen mit den wenigen nahestehenden Personen, die ihr geblieben waren, doch zu ihrem großen Ärger wurden diese nicht müde, ihr unter die Nase zu reiben, dass ihre Geschichten sämtlich nicht schlüssig seien. Da war natürlich Édouard. Er schaffte es, regelmäßig zu kommen, zwei oder drei Tage am Stück, in der Regel ab Freitag, mit dem Bus, der von Mazamet aus über Brassac hier herauffuhr. Die Schicklichkeit verlangte, dass sie nicht unter demselben Dach lebten, daher wohnte er in der alten Mühle, die Antoine Guiraud ihm für ein Butterbrot und ein paar Wartungsarbeiten während Camilles Unterrichtsstunden vermietete.

Antoine Guiraud war der zweite bevorzugte Gesprächspartner der jungen Frau. Besitzer des Sägewerks und ehemaliger Bürgermeister, war er der geachtetste, aber auch der gefürchtetste Mann in La Vitarelle. Er hatte sich jahrelang um dieses Dorf gekümmert. Die Eröffnung der Molkerei war ihm zu verdanken. Der Kauf des Busses, der das Dorf mit Brassac und dem Bahnhof dort verband, war ihm zu verdanken. Alles, was sich im Laufe der letzten dreißig Jahre zum Guten verändert hatte, trug seinen Stempel. Er hatte auch dafür gekämpft, dass eine Schule für Mädchen eröffnet wurde. Seine Beharrlichkeit hatte sich letztlich ausgezahlt, und Camille war die erste Lehrerin auf dieser Stelle. Obwohl er bei ihrer Ankunft nicht mehr Bürgermeister gewesen war, hatte er sofort Sympathie für sie empfunden und sich zu ihrem Beschützer gemacht. Denn er kannte die Vorbehalte im Dorf gegenüber denen, die von anderswo kamen, nur zu gut.

Er wusste, dass seine häufigen Besuche bei der jungen Frau bösen Gerüchten Nahrung gegeben hatten, aber er kümmerte sich nicht darum. Die Gerüchte waren stets an ihm abgeprallt. Früher, weil er wie ein Fels in der Brandung gewesen war und nichts ihn hatte erschüttern können; jetzt, weil er bereits ein gebrochener Mann war und nicht noch mehr gebrochen werden konnte. Er begnügte sich damit, in seinem Leben umherzuirren wie auf den Wegen, auf denen er immer am späten Nachmittag herumwanderte mit keinem anderen Ziel als dem, allein zu sein und seinen Kummer ein wenig auszulüften. Es war ihm gelungen, über den Tod seiner Frau lange vor dem Krieg hinwegzukommen. Doch dann hatte der Krieg ihm den jüngeren seiner beiden Söhne genommen, seinen größten Stolz auf Erden, und den älteren für immer verwandelt zurückgegeben, den Geist in kleine Stücke zerrissen. Seitdem lebte er im Dunkeln. Von Zeit zu

Zeit gelang es ihm, einen Lichtstrahl zu entdecken. Camille war einer, und auch sie empfand große Zuneigung zu dem alten Mann und unterhielt sich gern mit ihm, wenn er auf dem Rückweg von seinen täglichen Spaziergängen bei der Schule haltmachte. Seit dem Tod ihres Vaters war das für sie noch wichtiger geworden.

Antoine Guiraud durfte sich also die verschiedenen Argumente anhören, die sie fand, um ihre Theorie über den Tod von Louis Bascoul zu stützen. Dabei schien sie jede Woche neue zu finden. Und ihre Schlussfolgerung blieb immer dieselbe: Ein oder mehrere Mörder waren im Begriff, der Justiz durch die Lappen zu gehen. Der ehemalige Bürgermeister konnte nicht zugeben, dass so etwas in seinem Dorf möglich war, und widersprach energisch. Vor allem aber fürchtete er, dass die von der jungen Lehrerin geäußerten Ideen sich verbreiten und ihr schaden könnten.

Ihm war nicht entgangen, dass Camille ausspioniert, kritisiert und von manchen sogar abgelehnt wurde. Es gab die guten Gemeindeglieder, die sich um den Pfarrer scharten und ihre Lebensweise kritisierten: Nicht nur trauerte sie nicht mehr um ihren Vater, sondern sie bekannte sich auch offen zu ihrem Verhältnis mit dem Verlobten, der häufig ins Dorf kam und nicht sehr diskret war, wenn er spätabends die Mühle verließ und zu ihr ging, wo sie ihn in ihr Bett ließ. Andere verstanden nicht, warum man nicht das alte System beibehalten hatte, mit einem einzigen Lehrer und seiner Frau oder Schwester, die sich um die Mädchen kümmerte. In ihren Augen bedeutete diese Neuerung nur sinnlose Ausgaben, während das Geld an anderer Stelle fehlte. Zahlreiche Frauen misstrauten Camille wegen ihrer Jugend und Schönheit, weil die Männer sie gern anschauten, wenn sie vorbeiging, und weil sie zum Gegenstand schlüpfriger Scherze an den Tresen der

Cafés geworden war. Und zu allem Überfluss kam sie auch noch aus der Stadt, einer fernen Stadt zudem. Sie kam aus diesem Anderswo, das vom Leben in den Bergen keinen Begriff hatte. Dem Anderswo, das das Dorf allmählich fraß, indem es ihm Tag für Tag seine jüngsten und kräftigsten Einwohner nahm. Diesem Anderswo, das jene, die es nicht zum Träumen brachte, zu verabscheuen gelernt hatten.

Etwas anderes als Misstrauen, ja im schlimmsten Fall Verachtung konnte Camille nicht erhoffen. Dabei war an ihrer Arbeit nichts auszusetzen, und ihre Schülerinnen liebten sie. Doch selbst auf diesem Gebiet schenkte man ihr nichts. Der Lehrer der Jungenschule, Étienne Germain, ließ keine Gelegenheit aus, sie vor allen zu erniedrigen. Seine Stellung machte ihn zum Direktor der Gemeindeschule, und er legte seit jeher Wert darauf, dass die junge Frau nicht vergaß, wer ihr Vorgesetzter war. Und dass sie ebenso wenig vergaß, wer vor ihrer Ankunft die Mädchen unterrichtet hatte, nämlich seine Schwester, mit der er zusammenlebte. Anfangs hatte er Camille deswegen bestrafen wollen. Dann jedoch hatte er begonnen, seiner charmanten Kollegin den Hof zu machen. Nach dem Tod ihres Vaters sogar recht nachdrücklich. Irgendwann hatte sie seine Avancen auf nicht sehr diplomatische Weise zurückgewiesen, was er ihr übel genommen hatte. Seitdem hörte er nicht auf, ihr das Leben schwer zu machen. Es hieß sogar, er habe einen Brief an die Schulaufsichtsbehörde geschrieben, damit seine Kollegin bestraft würde.

Das alles sprach nicht gerade zu ihren Gunsten. Wenn jetzt auch noch bekannt wurde, dass sie argwöhnte, unter den Einwohnern der Gemeinde sei ein Mörder, konnte die Situation ausweglos werden. Gewiss, Antoine Guiraud wusste, dass Camille Vorbereitungen traf, in andere Gefilde zu ziehen. Er wusste, dass sie ihren Posten Ende Juli verlassen würde.

Doch die Mädchenschule musste geöffnet bleiben. Schon der geringste Vorwand würde dem Départementrat genügen, um sie zu schließen, und der gegenwärtige Gemeinderat würde es geschehen lassen. Als er noch im Amt gewesen war, hatte er am großen Platz ein neues Rathaus bauen lassen. Es handelte sich um ein nüchternes, solides Gebäude, und er sah in ihm ein Denkmal, errichtet zu Ehren dieser Republik, deren glühender Anhänger er war. Die beiden Seitenflügel des Gebäudes waren in den ursprünglichen Plänen für die beiden Schulen bestimmt gewesen, doch nur die Jungenschule war eingezogen. In dem anderen Flügel hatten sie aus Spargründen das Postamt eingerichtet. Die Entscheidung war nach seinem Ausscheiden aus dem Amt getroffen worden, drei Jahre nach seiner Wiederwahl 1919. Die Mädchen gingen unverändert in die windgepeitschte alte Schule oberhalb des Dorfes. Die Botschaft war klar: Das Ganze wurde als provisorisch betrachtet; es war verrückt gewesen, zwei Schulen an einem solchen Ort haben zu wollen. So war also alles vorbereitet, um sein letztes Werk zu zerstören. Er wollte nicht, dass Camille, die diesen Posten freiwillig angetreten und damit all jene zum Schweigen gebracht hatte, die dachten, keine junge Frau würde je hierherkommen wollen, gegen ihren Willen an dieser vorprogrammierten Zerstörung mitwirkte.

Daher rügte er sie immer wieder. Ohne Bosheit, gewiss, aber mit Nachdruck.

Und dann tauchte an diesem Donnerstagmorgen im März Marthe Cousinié in seinem Büro über dem Sägewerk auf. Marthe wohnte auf dem Bauernhof neben der Schule. Sie putzte dort und kümmerte sich zur Mittagszeit um die Schülerinnen. Sie war Camille eine große Hilfe gewesen, als es mit ihrem Vater zu Ende gegangen war. An diesem Morgen hatte sie,

außer Atem, weil sie gerannt war, Mühe ihre Worte zu finden. Schließlich brachte sie heraus, sie habe Camille in ihrem Schlafzimmer auf dem Boden gefunden, sichtlich verängstigt und unter Schock. Sie habe sie ins Bett gelegt und vergebens versucht, ihr Tee einzulößen, aber jetzt wisse sie nicht mehr weiter. Antoine Guiraud zog seinen teuren Wintermantel an, griff sich Hut und Stock und begab sich, mit einem Schritt, den er sich flotter gewünscht hätte, zur Mädchenschule. Marthe war ihm weit voraus.

Camille hatte sich, obwohl er nicht unerwartet gekommen war, nicht wirklich vom Tod ihres Vaters erholt. Und dann war da die Einsamkeit in dieser alten, abseits gelegenen Schule, einem eiskalten und grauen Gebäude. Sie hatte sich in die Arbeit gestürzt, um ihre Niedergeschlagenheit in Schach zu halten, doch die hörte nicht auf, sie zu bedrängen. Mehr als einmal hatte sie daran gedacht, alles hinzuschmeißen, zu Édouard ins Tal zu gehen und sich von ihm in weniger unwirtliche Gegenden mitnehmen zu lassen, Gegenden ohne Trauer und Erinnerungen. Sie mochte dieses Dorf nicht. Die Nächte waren am schlimmsten. Jedes nächtliche Geräusch wurde für sie in ihrer Überempfindlichkeit sofort zur Bedrohung. Wenn die wurmstichige Treppe knackte, stellte sie sich vor, dass jemand zu ihrem Schlafzimmer heraufkam. Wenn der Autan die Fensterläden erzittern ließ oder heftig durch die Falltür des Speichers blies, schreckte sie so sehr zusammen, dass sie den Tränen nahe war. Angst erzeugt Angst. Je mehr Zeit verging, desto zerhackter und quälender waren ihre Nächte. Sie spürte, wie ihre Kräfte sie nach und nach verließen. Sie habe das Gefühl, sich noch mehr zu verlieren, hatte sie Marthe gestanden, die nicht gewusst hatte, wie sie das deuten sollte. Ihr Leben war schon zu lange in Dunkelheit getaucht. Sie konnte nicht mehr. Bis zu dieser Nacht, der einen Nacht zu viel.

Sie war durch einen neuen Albtraum aus ihrem leichten Schlaf gerissen worden. Diesmal war der Knecht des Bauernhofs von den Toten zurückgekehrt, das Gesicht in verwesenden Fetzen, die Gelenke der Arme mehrfach gebrochen. Er wollte in die Schule eindringen und schlug den Kopf gegen die Tür unten, wobei er sie mit blutigen Spuren besudelte. Sie war aus dem Schlaf aufgeschreckt, schweißgebadet trotz der Kälte. Rasch hatte sie die Nachttischlampe angemacht. Der schöne Schweizer Wecker ihres Vaters stand auf kurz nach eins. Ihr Herz raste, sie spitzte die Ohren. Die Glut im Ofen war im Begriff, knisternd zu erlöschen. Ansonsten nichts als Stille. Draußen war die Nacht unter den immer noch sehr niedrigen Temperaturen erstarrt. Zunächst hatte sie im Bett sitzend versucht, sich zu beruhigen, dann war sie aufgestanden. Seit sie allein war, hatte sie ein Ritual für den Augenblick nach einem Albtraum; wenn sie es nicht vollzog, konnte sie nicht mehr einschlafen. Sie stand also auf und ging in den Raum neben dem Schlafzimmer, den sie den kleinen Salon nannte. Die Fensterläden dort ließ sie stets offen, da die beiden Fenster zu der unverbauten Gegend vor der Schule hinausgingen. Auf diese Weise konnte sie die Nacht mit dem Blick durchdringen und sich vergewissern, dass alles in Ordnung war, worauf sie ins Bett zurückkehrte, mit eiskalten Füßen, aber innerlich beruhigt. In dieser Nacht war der Mond fast voll, es war hell, für den frühen Morgen kündigte sich erneut Raureif an. Es war keine Menschenseele zu sehen. Das eiserne Tor war fest verschlossen. Bei vollkommener Windstille warteten die Bäume reglos darauf, dass der Frost ihre nackten Äste mit eisigem Griff umklammerte. Der Mondschein spielte mit ihnen und zeichnete gequälte Silhouetten, klapprige und wunderliche Gerippe. Gerade als sie wieder ins Bett gehen wollte, erregte ein andersartiger Schatten ihre Aufmerksamkeit, ein Schatten, der nicht an

seinem Platz war, ein Schatten, der sich soeben bewegt hatte. Da, am Rande des Weges, an der Hecke, stand jemand oder etwas. Es hatte sich etwas bewegt, sie hätte es schwören können. Sie hatte das Gefühl, dass ihr die Luft abgeschnürt wurde, während sie forschend in die Nacht starrte. Das, was da draußen war, musste sie gesehen haben hinter den Fensterscheiben im ersten Stock, im Licht, das aus dem Schlafzimmer auf den Treppenabsatz hinter ihr fiel. Sie wich zurück. Die Angst war da, heftig, und sie zermalmte sie innerlich. Schließlich fand sie die Kraft, in ihr Schlafzimmer zurückzukehren, riss, als einzigen Schutz, eine Decke von ihrem Bett und setzte sich darunter auf das Parkett zwischen der Wand und dem großen Schrank. Die ganze Nacht hatte sie so dagesessen, die Eingeweide in Aufruhr, mit hämmerndem Herzschlag, überzeugt, dass sie jeden Augenblick hören würde, wie die Eingangstür aufgebrochen wurde oder jemand die Treppe heraufkam.

War da wirklich jemand vor der Schule gewesen in dieser eiskalten Nacht, oder hatte ihre Einbildungskraft ihr einen Streich gespielt? Sie vermochte es nicht zu sagen. Sie fragte sich sogar, ob sie diesen Augenblick wirklich erlebt hatte.

Nachdem er der jungen Frau, deren Stimme vor Müdigkeit heiser war und deren Augen vom Weinen gerötet waren, zugehört hatte, zeigte Antoine Guiraud sich sehr beunruhigt. Erst nachdem er lange Minuten mit ihr verhandelt hatte, verzichtete er darauf, den Doktor kommen zu lassen.

»Sie müssen aufhören, sich mit all diesen Geschichten zu quälen. Das kommt davon, wenn man so stur ist.«

»Es stört Sie also nicht, dass vor Ihrer aller Nase ein Mord begangen werden konnte ...«

»Es hat keinen Mord gegeben, verdammt noch mal! Es ist lediglich ein armer Teufel gestorben, weil er sich an einen Ort

begeben hat, den man besser meidet. Sie kennen den Pas-du-Diable, er trägt seinen Namen zu Recht. Das war nicht der erste Unfall, der sich dort ereignet hat, glauben Sie mir. Mitten in der Nacht und noch dazu bei Nebel dorthin zu gehen ist mehr als leichtsinnig.«

»Aber es gibt da Dinge, die nicht zusammenpassen.«

»Ich weiß, das haben Sie mir oft genug erzählt. Und ich sage Ihnen noch einmal, dass Sie auf dem Holzweg sind. Ich sage Ihnen, wann gemordet worden ist: mehr als vier Jahre lang, in den Schützengräben des Nordens. Dort hat es Tausende von Morden gegeben. Und die meisten Schuldigen laufen immer noch frei herum!«

Er setzte seinen Hut auf und griff energisch nach seinem Stock.

»Sie müssen wieder zu Kräften kommen, meine liebe Camille. Das haben Sie mir versprochen, und ich werde mich persönlich davon überzeugen, dass es geschieht. Und wenn Sie nicht Wort halten, kommt heute Abend Doktor Delcros vorbei.«

Nachdem er sich verabschiedet hatte, begleitete Marthe ihn nach draußen.

»Diese junge Frau kann nicht allein hierbleiben, Herr Bürgermeister. Das hält sie nicht mehr lange durch.«

»Ich weiß, Marthe, ich weiß. Diese Gegend scheint alle, die ihr helfen wollen, noch zu atmen, zurückzuweisen. Ich fürchte, dass ich da nicht viel tun kann. Bitte geben Sie gut auf sie acht. Und noch eine letzte Sache: Hören Sie endlich alle auf, mich ›Herr Bürgermeister‹ zu nennen!«

Wie geplant kam Édouard am nächsten Tag aus dem Tal herauf. Obwohl sie noch geschwächt war, hatte Camille darauf bestanden, ihren Unterricht zu halten, und so hatte er sich direkt zur alten Mühle begeben. Dort suchte Antoine Guiraud ihn am Nachmittag auf. Auch wenn er den Vorfall vom Vortag nicht erwähnte, war es ihm doch wichtig, mit Édouard über Camilles Situation und die Sorgen, die er sich deswegen machte, zu sprechen.

Man musste schon blind sein, um die körperlichen Veränderungen der jungen Frau nicht zu bemerken; sie wurde von Tag zu Tag blasser, Erschöpfung und Sorge waren in ihren eingefallenen Gesichtszügen deutlich zu erkennen. Selbst ihr Blick trübte sich, und ihre Augen hatten das typische Funkeln verloren. Édouard stimmte Guiraud zu. So wie er auch hinsichtlich der Ursache des Ungemachs mit ihm übereinstimmte – was diese ganze Geschichte um den Tod des Knechts betraf. Immer wieder hatte er versucht, sie zur Vernunft zu bringen, aber es hatte alles nichts genutzt. Sie war besessen von diesem Drama.

Die beiden Männer beschlossen, energisch zu handeln, um dem ein Ende zu bereiten. Und noch am selben Abend saßen sie Camille in ihrer Küche gegenüber und beharrten darauf, nicht zu weichen, solange sie nicht eine der Lösungen, die sie ihr vorschlugen, akzeptiert hätte.

Zunächst hatte Antoine Guiraud sich dafür ausgesprochen, das, was ihm noch an Einfluss geblieben war, zu nutzen, um den Gemeinderat zu überzeugen, dass eine Frau angestellt werden sollte, die unter der Woche in der Schule wohnte. Camille protestierte aufs Heftigste gegen diese Idee, deren Umsetzung sie nicht nur ihrer Unabhängigkeit berauben würde, sondern auch ihrer Privatsphäre.

Daraufhin überwand Édouard seine übliche Zurückhaltung und schlug seinerseits vor, dass seine Verlobte Urlaub nehmen und das Dorf für einige Zeit verlassen solle.

»Das kommt nicht infrage!«, erwiderte sie aufgebracht. »Ich werde das Schuljahr auf meinem Posten beenden, wie ich es zugesagt habe!«

»Du hast schwere Zeiten erlebt. Wie lange, glaubst du, hältst du in diesem Zustand noch durch?«

»Ihr Verlobter hat recht, Mademoiselle. Wenn Sie richtig krank werden, können Sie ohnehin nicht arbeiten. Wenn Sie sich weiterhin all diese Dinge einbilden, wird es nur noch schlimmer. Und das dauert nicht mehr lange, glauben Sie mir. Hätten wir Sie doch nur unten einquartiert ...«

»Wo ich den ganzen Tag Étienne Germain ertragen müsste, nein danke! Da sterbe ich lieber hier vor Angst!«

Die beiden Männer wechselten einen kurzen Blick, bevor sie ihren letzten Trumpf ausspielten.

»Dann komme ich eben zu dir«, sagte Édouard. »Ich ziehe in dieses Dorf und bleibe bis zu unserer Abreise hier. Die Geschäfte sind gut gelaufen, wir haben genug auf der Seite für die Reise und um uns in Argentinien niederzulassen. Ich kündige und bleibe bei dir. Monsieur Guiraud ist bereit, mir weiterhin die Mühle zu vermieten, also wäre ich nicht weit weg. Falls nötig, komme ich auch hierher. Und alle, die daran Anstoß nehmen, sollen sich zum Teufel scheren!«

»Diese Lösung scheint mir durchaus sinnvoll«, pflichtete ihm der ehemalige Bürgermeister bei. »Auch wenn sie nicht ideal ist, wie ich zugeben muss.«

Camille versuchte zu protestieren, doch ihr Widerspruch fiel eher schwach aus. Daher war die Sache schnell abgemacht. Édouard brauchte nur ein paar Tage, um seine Angelegenheiten zu regeln, und dann würde er nach La Vitarelle ziehen.

»Danke, dass Sie sich solche Sorgen um mich machen, aber glauben Sie nicht, dass das, was Sie für mich tun, mich daran hindern wird, mich weiterhin mit dem Tod von Louis Bascoul zu beschäftigen.«

»Sie werden doch nicht wieder damit anfangen!«

Antoine Guiraud hatte einen donnernden Ton angeschlagen, der Camille nicht sonderlich beeindruckte.

»Sie versuchen, meine Ängste zu besänftigen, ich sage Ihnen die Lösung. Wenn es uns gelingt, herauszufinden, was genau am Pas-du-Diable geschehen ist, werden, das garantiere ich Ihnen, meine Nächte ruhiger sein! Ebenso wie die Nächte für alle in diesem Dorf.«

»Sie wollen also die Gendarmerie dazu bringen, nur aufgrund Ihrer Alpträume die Ermittlungen wieder aufzunehmen?«

»Wer redet von der Gendarmerie?«

Camille reagierte mit Schweigen auf den verblüfften Blick des alten Mannes.

»Kennen Sie die Affäre Duhamel, Monsieur Guiraud?«, fragte sie schließlich. »Das ist eine faszinierende Geschichte, über die in den Zeitungen viel geschrieben wurde.«

»Ich fürchte, diese Geschichte ist nicht bis zu uns gedrungen, denn ich habe keine Ahnung, worum es geht.«

»Edmond Duhamel war ein geachteter Bankier in Rouen. Ein trotz seines Vermögens diskreter Mann, dem nicht das ge-

ringste Laster nachgesagt wurde, außer dass er eifrig die Kirche seiner Gemeinde besuchte, stets in Begleitung seiner Frau, die noch frommer war als er. Leider konnten ihrer beider Gebete nicht verhindern, dass ihr einziger Sohn im Krieg getötet wurde.«

Antoine Guirauds Blick verdüsterte sich, und er spannte die Kiefer an, um zu verbergen, dass sein Kinn bebte. Camille sprach nicht weiter, doch er bedeutete ihr fortzufahren.

»Seine Frau war am Boden zerstört, und er selbst vermochte nur Frieden zu finden, indem er immer mehr arbeitete. Aus Liebe, aber auch, weil er am Schluss doch daran glaubte, begleitete er seine Frau zu spiritistischen Sitzungen. Dabei lernten sie ein besonders begabtes Medium kennen, das ihnen mehrere Male erlaubte, mit ihrem Jungen in Kontakt zu treten. Sie fanden darin eine Art Trost und wandten sich von ihrer Kirche und dem Pfarrer ab. Gegen Bezahlung veranstalteten sie regelmäßig Privatsitzungen bei sich zu Hause. Zwei- oder dreimal pro Woche kamen der Spiritist und sein Assistent in ihr schönes leeres Haus und holten für ein paar Minuten, die den beiden unentbehrlich wurden, den geliebten Sohn aus der Welt der Toten zurück. Das ging so bis zum Winter 1921. Bis Edmond Duhamel ein wenig Klarsicht zurückerlangte. Genug zumindest, um die verschiedenen Fälle von Betrug mitzubekommen, die da und dort angeprangert wurden. Er verfolgte die Sitzungen von da an aufmerksamer und erkannte schließlich, dass seine Frau und er seit Monaten hinters Licht geführt wurden. Das Medium hatte gar keine besondere Begabung. Vielmehr beherrschten sein Komplize und er die Kunst der Zauberei und der Bauchrednerie. Der Bankier beschloss sofort, keine weiteren Sitzungen abzuhalten. Seine Frau musste er vor vollendete Tatsachen stellen, denn sie wollte von seinen Argumenten nichts hören. Er konnte keine Beweise präsen-

